

1

Das Fahrrad war ein Geschenk des Vaters. Zum Geburtstag und zu Weihnachten und unter der Bedingung, dass er ihm das Essen brachte, mittags zur Arbeit.

Im Hafen fragte er sich durch, hielt sich an die Speicher und Schiffe, bei denen der Vater meistens arbeitete.

Die Arbeiter kannten Karl. Manche nannten ihn „Henkelmännchen“, da sie ihn schon oft gesehen hatten, mit dem Kochgeschirr.

„Schickes Rad. Nimmst du mich mal mit?“, rief meist jemand, „bringst du uns jetzt immer das Essen?“

Und wenn er nach dem Vater fragte, schüttelten die Arbeiter den Kopf. Heinrich sei hier nicht, sagten sie, aber das Essen könne Karl gerne hier lassen.

„Ich passe darauf auf“, sagte jemand.

2

Karl hatte Schwierigkeiten, sich auf dem Rad zu halten, da ihn der Wind beinahe vom Sattel wehte. Wie mochte der Vater bei diesem Wetter arbeiten? Er stellte sich vor, wie er dünn und mit hängenden Schultern zwischen seinen Kollegen stand, schuftete und wie ihm die Regentropfen auf den kahlen Kopf pladderten. Die Haare hatte der Vater im Krieg verloren.

Karl zurrte die Jacke enger um sich. Er fühlte sich darin wie in einem Gehäuse. Seine Gedanken drifteten ab. Der Krieg. Er wusste nicht, was das war. Der Krieg schwebte über allem. Wenn es hieß, dass jemand gestorben, verarmt oder nicht bei Trost war, lag es am Krieg, an der Zeitspanne kurz vor seiner Geburt, die in Karls Kopf eine graue Fläche war, aus der alles kam, Erinnerungen, Erzählungen, Witze und das Leid. Baracken aus Wellblech und Spanplatte waren am Deich errichtet worden, für die Flüchtlinge und Ausgebombten, die aber schon so lange darin wohnten, wie er denken konnte.

Heute war er spät dran. Eigentlich hatte er keine Lust gehabt loszufahren. Schon seit Tagen wütete das Wetter, und jetzt war starker Regen dazugekommen, der ihm ins Gesicht peitschte.

Er hatte Angst um das Rad. Mehrfach riss es ihm der Sturm zur Seite, als sei es aus Papier. Ein ungeheures Quietschen hörte er neben sich, und dann sah er eine große Eisenplatte auf ihn zuschlingern. Schnell wich er aus, trat fest in die Pedale. Doch sie prallte gegen die Reifen, und Karl fiel, das Fahrrad im Fallen fest an sich drückend.

Schnell stand er auf und schob das Fahrrad hinter eine Mauer, wo es ihm windgeschützt erschien.

Sollte er es in den Hafen mitnehmen? Was, wenn er es dort verlor? Was würde der Vater sagen, wenn er ohne Fahrrad kam?

Er blickte die Straße hinunter, die Mauer entlang. An einer Stelle war sie durchbrochen und von Gebüsch und einem hohen Baum überwuchert. Er schob das Rad

dorthin. Der Untergrund war nass, doch nicht durchweicht. In die Nische, zwischen Mauer und Gebüsch, schob er es hinein. Danach holte er weiteres Laub, sah sich mehrfach um. Mehrere Gestalten bogen in die Straße ein, von Regenmänteln ver mummt. Schnell wischte er über den Sattel, der inzwischen nass geworden war, und danach über sein Gesicht und bedeckte das Fahrrad mit dem Laub.

Sie johlten. Ihre Stimmen trug der Wind laut und leise zu ihm. Karl wandte sich um und trat der Gruppe entgegen. Zuerst erkannte er sie nicht, da er wegen der großen Kapuzen von ihren Gesichtern kaum mehr sah als Nase und Augen oder eine von Feuchtigkeit und dicken Regentropfen beschlagene Brille.

„Ist das nicht...?“, rief der Brillenträger gegen den Wind und zeigte auf Karl. „Das ist doch...?“, rief er und stockte.

„Was macht ihr hier?“, fragte Karl. Obwohl es kalt war, begann er zu schwitzen.

„Karl“, rief der Brillenträger, den Karl längst erkannt hatte als den Mitschüler Joachim, der sich auf dem Schulhof stets die Brille zur Seite legte, wenn er Mitschüler verprügelte.

Zertritt die Brille, dachte er, falls Joachim sie wieder zur Seite legt – nein, lass sie bloß heil.

„In der Schule saß er immer ganz hinten“, sagte Joachim. „Oft habe ich mich gefragt, was er da macht.“ Die anderen lachten, wie über einen Scherz, den sie nicht verstanden.

„Und das Beste war, vom Unterricht hat Karl auch nichts mitgekriegt. Genauso wenig wie ich.“

„Gepennt hat er wahrscheinlich“, sagte einer und wandte sich an Karl. „Hast du geträumt?“

Die Clique sah ihn an. Ein Lastwagen fuhr langsam im Wind schaukelnd und Wasser aufwirbelnd vorbei.

„Gelesen hat er“, sagte Joachim, „die ganze Zeit hat er vor sich hin gelesen. Einmal hat sich der Lehrer – das war zum Schießen – an ihn herangeschlichen, ihm das Buch aus der Hand gerissen und um die Ohren geknallt“, rief Joachim.

„Schlaumeier unter sich“, sagte einer aus der Gruppe.

„Aber er hat das nicht auf sich sitzen lassen“, rief er,

„Karl ist aufgestanden und hat dem Lehrer eine runtergehauen.“

Einer der Jungs kam auf Karl zu. Wie aus Freundschaft legte er den Arm um seine Schultern, hängte sich dann aber an ihn, zwang ihn so, sich zu bücken und nahm ihn in den Schwitzkasten. Jemand versetzte ihm einen Tritt.

Erfolglos versuchte er, sich zu wehren. Dann sah er Joachim, wie er sich am Fahrrad zu schaffen machte.

Er schrie, doch seine Stimme war gedämpft von der Jacke des anderen. Sie roch nach Schmieröl.

„Ganz ruhig“, sagte Joachim in den Wind. „Das Rad nehmen wir dir nicht weg. Wir wollen es nur sicher verstauen, bei dem Wetter.“ Er lachte breit und hob das Fahrrad in die Höhe, als wollte er es gleich auf Karl niedersausen lassen. „Kann doch sein, dass eine Flut kommt und hier alles mitnimmt.“

Karl machte einen Satz nach hinten und befreite sich. Unter seinem Regenmantel rutschte der Henkelmann hervor und kullerte auf die Straße. Der Junge, der ihn gepackt hatte, seine Kapuze war ihm vom Kopf geweht und schutzlos lag sein Gesicht frei im Regen, sah ihn verdattert an, als Karl zurücktaumelte und schließlich mit Schultern und Kopf aufschlug.

Hoch über ihm im Baum befand sich das Fahrrad. Einer der Jungs stand dort und band es gerade am Ast fest. Karl hatte keine Zeit, lange darüber nachzudenken. Er drehte sich um, packte das Kochgeschirr und stand auf. Eine Böe schlug ihm entgegen. Gebückt rannte er gegen den Wind an und sah nicht zurück.

Er wusste nicht, wie weit er gerannt war. Doch als er auf die Elbbrücke trat, schien es ihm, als sei es ewig gewesen. Ein Sturm fegte darüber. Karl wurde zur Seite gedrückt, legte sich in den Wind. Beinahe wurde ihm der Henkelmann aus der Hand gerissen, und mit zitternden Fingern knöpfte er die Jacke auf, um das Kochgeschirr darunterzuschieben. Im ersten Moment tat es gut, dessen Wärme am Bauch zu fühlen.

Er ging in der Mitte der Fahrbahn und sah, dass das Wasser schon sehr hoch stand.

3

Plötzlich schrak er auf. Einen hohen Hupton hatte er hinter sich gehört. Er konnte ihn im Sturm nicht orten, und als er sich umwandte, stand ein Auto direkt hinter ihm.

Ein Mann streckte den Kopf heraus, schrie etwas Unverständliches. Karl ging auf ihn zu und rief gegen den Sturm, ob er helfen könne.

„Helfen?“, rief der Mann und zog den Kopf in den Wagen.

„Helfen? Dir sollte man helfen“, rief er aus dem Auto. Nass klebten die Haare des Mannes an seinem Schädel. Er winkte Karl zu sich heran.

„Was machst du hier?“, fragte er, als Karl nah genug am Fenster war.

„Ich komme jeden Tag hier lang.“

„So?“, sagte der Mann und zögerte einen Moment.

„Steig ein.“

Karl ging um den Wagen herum. Im Inneren roch es wie in einem nassen Zelt, und der Henkelmann drückte ihm in die Seite. Wie er heiße, fragte der Mann und stellte sich selbst vor.

„Hattenhorst“, sagte er, „Oke Hattenhorst. Nenn mich Oke.“

„Karl Blomstedt aus Wilhelmsburg“, erwiderte Karl und rieb sich die Hände am Pullover halbwegs trocken. Oke nickte.

„Warum macht sich ein Wilhelmsburger auf den Weg nach Hamburg, bei dem Wetter? Gemütlicher wäre es doch, hinter dem Deich zu bleiben und abzuwarten, bis das Unwetter vorbei ist.“

Karl nickte. Das Sprechen fiel ihm nicht leicht. Erst als er im Auto saß, merkte er, wie stark er fror. Und so gab er nur einsilbig wieder, was er hier machte.

„Ach so“, sagte Oke, „und was hast du unter deiner Jacke da?“

„Das ist der Henkelmann.“

„Eine schöne Suppe, bei dem Wetter, das ist was Feines“, sagte Oke.

„Ich würde Ihnen etwas anbieten, aber ich kann auch nichts abhaben. Das ist“, Karl schluckte, „das ist für meinen Vater.“

Oke lachte.

„Ach, lass gut sein.“

Dann fuhr er an. Der Wind rüttelte am Wagen, der nur langsam vorankam.

„Sehen wir mal zu, dass wir noch heil nach Hamburg kommen.“

Oke war dick und kräftig. Er hatte den Fahrersitz weit nach hinten geschoben und lenkte das Auto mit ausholenden Bewegungen.

Sie fuhren die Schiffe an, in denen Karl seinen Vater vermutete. Die Stauerei, für die Heinrich arbeitete, war meist für dieselben Reedereien tätig, und Oke schien zu wissen, wo ihre Schiffe lagen.

Oke näherte sich den Pförtnerhäusern der Kaischuppen so dicht wie möglich, hupte dann mehrfach, bis sich jemand aus der Hütte hervorwagte, den Regenmantel über den Kopf zog und die wenigen Meter zum Auto rannte.

Oke kurbelte das Fenster hinunter und erklärte die Situation. Der Pförtner erkannte Karl und begrüßte ihn an Oke vorbei.

„Hast du uns heute einen Kollegen mitgebracht“, oder: „Hast du einen Chauffeur – bei dem Wetter –, das lob ich mir.“

Dann überlegten sie, wo Heinrich sein könnte.

Und endlich fiel einem Pförtner etwas ein. Er strich durch seinen Bart, rannte zurück, telefonierte herum, winkte sie herbei, und Oke versuchte, noch dichter an das Haus heranzufahren, sodass Karl nur noch wenige Schritte fehlten. Der Pförtner schrieb auf einen Zettel, wo sich Heinrich befinden könnte, .

„Hoffentlich finden wir deinen Vater noch. Vielleicht ist er längst wieder auf der Insel“, sagte Oke, als Karl ihm den Zettel gegeben hatte.

Karl sagte nichts.

Schließlich gelangten sie an den Speicher, der ihnen genannt worden war.

Der Pförtner saß in einem kleinen Kabuff auf dem Kai. Er winkte ihnen schon von weitem und machte einige Zeichen.

Oke parkte den Wagen und stellte den Motor ab. Praselnd legte sich der Regen über die Windschutzscheibe, dass Karl kaum etwas erkennen konnte. Eine dunkle Gestalt, die sich ihnen näherte, sah er nur schemenhaft. Oke kurbelte das Fenster hinunter. Er musste seine Frage nach Heinrich mehrfach wiederholen und gegen den Lärm des Regens und die Regenschwaden anbrüllen, bis der Pförtner ihn verstand.

Er nickte nur immer wieder und schrie dann, dass er angerufen worden sei.

„Ich wusste, dass Sie kommen würden“, brüllte er und dann, dass er wisse, dass Heinrich hier arbeite.

„Ja“, schrie er, „der ist hier. Ich habe ihn auf der Liste.“
Fragend blickte er ins Auto.

„Wieso?“, schrie er dann, „hat er denn was angestellt?“
Oke schüttelte den Kopf.

„Der Junge hier“, rief er, wandte sich kurz an Karl und dann wieder dem anderen zu, „der Junge sucht seinen Vater. Das ist sein Vater, verstehen Sie?“

Der Pförtner nickte.

„Ist was passiert?“

„Nein“, rief Oke. „Er bringt ihm sein Mittagessen.“

„Sein Mittagessen?“

Der Pförtner blickte ratlos zu ihnen hinein, dann hinter sich, wie um sich des Regens zu versichern.

„Bei dem Wetter?“

„Er wusste nicht, dass es so heftig wird.“

„Aber das wurde doch überall gesagt.“

„Wo denn?“

„Was?“, rief der Pförtner.

Oke wiederholte seine Frage und betonte die beiden Silben.

Der Pförtner sah ihn an.

„Na im Radio“, rief er, und als habe Oke nicht gehört, „im Radio.“

Er wischte sich über das nasse Gesicht.

„Den ganzen Tag höre ich Radio, und da haben sie es gesagt.“

„Was denn?“

„Dass Sturmflut kommt und hier alles wegfegt. Aber bis dahin ist noch genug Zeit.“

„Wie viel denn?“

Oke musste seine Frage erneut mehrfach wiederholen, bis der andere verstand.

„Keine Ahnung.“

„Und dann arbeitet ihr?“

„Klar“, schrie der Pförtner. „Wir ...“, schrie er dann, schluckte und holte Luft, „wir sind immer hier an der Arbeit. Bei jedem Wetter.“

„Auch jetzt, bei diesem Wetter?“, rief Oke.

„Ja, auch bei diesem Wetter. Da drin“, rief er und wies auf das Schiff, „da drin ist das Wetter doch in Ordnung.“

4

Sie fuhren um den Kaischuppen herum. Es war ein riesiges Gebäude aus Stahlbeton, mehr als hundert Meter lang, und ein höheres Gebäude in deren Mitte. Ein Frachter lag an der Kaimauer. Anders als sonst waren auf dem Kai keine Leute zu sehen. Stattdessen war das Schiff über eine große Anlage mit der Lagerhalle verbunden. Oke stellte den Scheibenwischer aus. Sofort war die Windschutzscheibe von prasselnden Regentropfen bedeckt, und der Wind rüttelte am Auto.

„Sie löschen das Schiff über den Elevator“, rief Oke, als befänden sie sich bereits außerhalb des Wagens. „Das ist eine neue Maschine, sie befördert die Ware direkt in den Kaischuppen.“ Er öffnete die Autotür und rannte über den Kai auf die Gangway zu. Karl ihm hinterher.

Sie betraten das Schiff durch die Luke. Kletterten rasch hinunter, um vor dem Wetter geschützt zu sein.

Es roch intensiv nach Kaffee. Von hier oben konnte Karl in den Laderaum blicken. Kleine Zwischengeschosse befanden sich darin, die durch Leitern ver-

bunden waren. In der Mitte eine Maschine, die einem Schaufelrad gleich mehrere Körbe in das Schiff und hinaus transportierte. Die Arbeiter hatten eine Stafette gebildet, über die sie einander Kaffeesäcke zuwarfen und in die Körbe legten.

Plötzlich wurde die Stafette unterbrochen, während das Schaufelrad weiterlief.

„Dass du kommst, wird auch langsam Zeit“, sagte der Vater, der einen Kaffeesack im Arm hielt. „Wo hast du gesteckt?“

Karl holte den Henkelmann unter der Jacke hervor, ging zu ihm hin und gab ihn ihm.

„Total kalt“, stellte der Vater fest und blickte über Karl hinweg.

Karl folgte dem Blick des Vaters und sah Oke lächeln. Oke erklärte, bei diesem Wetter sei es nicht leicht, das Essen wohltemperiert zu befördern.

Die Kollegen des Vaters brachen in Gelächter aus. Nach einem kurzen Moment begann auch er selbst zu lachen, verhalten erst, dann lauter.

Doch plötzlich wurde Heinrich ruhig, und mit seiner schwerfälligen Stimme fragte er: „Wer sind eigentlich Sie?“

„Hattenhorst. Oke.“

„Heinrich Blomstedt“, sagte der Vater, gab den Kaffeesack weiter und wischte sich die Hand an der Arbeits-hose ab.

Sie gaben einander die Hand.

„Darf ich Ihnen etwas anbieten?“, fragte Heinrich und zeigte auf den Henkelmann, „nicht mehr ganz warm ist es, aber schmecken wird es.“

Oke schüttelte den Kopf.

Heinrich setzte sich auf den Boden, und seine Kollegen setzten sich dazu und packten auch ihr Essen aus.

Jens, der oft mit Heinrich zusammenarbeitete, nahm die Lotsenmütze vom Kopf und legte sie wie einen Teller vor sich hin. Er legte etwas dazu, das in fettiges Brotpapier eingeschlagen war, mit Käse belegte Stullen, und schaute Karl dabei mit fragendem Blick an. Karl knurrte der Magen, doch er schüttelte den Kopf. Jens nahm das Brot und hielt es Karl hin. „Ich brauche nicht so viel.“

In einer anderen Situation hätte Karl abgelehnt, aber jetzt griff er nach dem Brot.

„Wollen Sie heute noch zurück nach Wilhelmsburg?“, fragte Hattenhorst.

Er begann eine Pfeife zu stopfen.

Heinrich nickte und löffelte weiter seine Suppe.

„Da müssen Sie sich beeilen, wenn Sie noch heil auf die Insel wollen.“ Er ließ das Benzinfeuerzeug aufschnalzen. Dann zündete er, ziehend und Rauch paffend, die Pfeife an.

Andere Männer rauchten verbeulte Zigaretten, die sie aus weichen Päckchen klopften.

Obwohl das Schiff groß war, wurde es immer wieder von schweren Wellen geschüttelt, die lärmend an die Bordwand knallten.

„Wir sollen uns beeilen, nach Wilhelmsburg zu kommen? Warum?“, fragte der Vater.

„Es ist überall gleich“, erwiderte Hattenhorst, „und es wird nicht besser.“ Karl schob sich das letzte Stück Brot in den Mund und hörte Oke zu.

„Es wurde Sturmflut angesagt“, sagte Oke paffend, „das Wasser ist schon drei Meter über Normalnull.“

„Aber das ist doch nicht gefährlich“, sagte Karl, „die Deiche sind doch fünf Meter hoch und mehr.“ Er hatte angespannt zugehört, und die beiden Männer sahen ihn an, als ob sie seine Anwesenheit inzwischen vergessen hätten.

Hattenhorst wandte sich an Heinrich.

„Ich würde dennoch versuchen, nach drüben zu kommen, an Ihrer Stelle, so schnell wie möglich. Allein schon, um den Jungen heil nach Hause zu bringen.“

Heinrich kratzte das Kochgeschirr aus. Er blickte an Oke vorbei und nickte.

„Ist Ihre Frau dort? Und andere Kinder?“

„Agnes“, sagte Heinrich nachdenklich, „meine Frau.“

Oke stand auf. Er klopfte Karl auf die Schulter. „Ich sollte mich auf den Weg machen. Ich muss heute noch nach Elmshorn.“

Karl stand auf und streckte Oke die Hand entgegen.

„Ich habe mich noch nicht bei Ihnen bedankt.“

„Da nicht für“, sagte Oke, gab ihm die Hand und legte die zweite auf seinen Arm. Dann ging er an die Luke. Ein scharfer Wind fegte in das Schiff. Oke schlug den Mantelkragen nach oben und verschwand in den Regen.

Heinrich blickte hinüber zum Lukengast, der die Luke wieder verschloss. Er schien nachzudenken. Schließlich winkte er ab und, ohne Karl anzusehen, hielt er ihm den Henkelmann hin.

Karl rannte an die Hinterseite des Laderaums, wo sich ein Waschtrog befand, und spülte das Kochgeschirr aus. Er hatte erwartet, dass sie aufbrechen würden, doch als er sich umwandte, hatten die Schauer die Arbeit wieder aufgenommen.

Ratlos stand er am Trog und schaute den anderen bei der Arbeit zu. Heinrich machte wenige Schritte auf Karl zu und sagte, dass er sich ausruhen solle, „einen weiten Weg haben wir nachher vor uns“. Heinrich wirkte nachdenklich.

„Leicht wird das nicht.“

Sie blickten sich für einen Moment an. Dann wandte er sich um und verschwand wieder im hinteren Teil des Raums.

Karl setzte sich an die Wand. Er spürte die Erschöpfung in den Gliedern. Seine Kleidung war nass und kalt. Er verlor sich in Gedanken. Über die Sturmflut, über seine Mutter, das Fahrrad und die Fahrt durch den Hafen mit Oke. Allmählich gingen seine Gedanken in Schlaf über.

Plötzlich rüttelte jemand an seiner Schulter. Heinrich stand über ihm.

„Richtig weggeknackt bist du“, sagte er.

„Gar nicht mehr wachgekriegt habe ich dich.“

Heinrich machte ein paar Schritte zurück und streifte sich die Öljacke über. Er schob sich etwas Geld unter die Jacke, als er auf die Luke zuschritt.

Karl rappelte sich auf, und als sie an der Luke standen, fragte er, wie sie jetzt nach Wilhelmsburg kommen sollten. „Vorhin stand das Wasser schon knapp unter den Brücken.“

„Unten durch“, sagte Heinrich. „Durch den Elbtunnel.“

Der Ladungsoffizier riss die Luke auf, sie rannten hinaus. Plötzlich waren sie mitten im Unwetter.

Heinrich lief voran und rief Unverständliches über die Schulter. Auf dem Kai stand das Wasser knietief, in Mulden und Rinnen. Es regnete schneidend, pladderte von Dachrinnen, und aus der Kanalisation wurde das Wasser herausgedrückt.

6

Es war dunkel, als sie den Elbtunnel erreichten. Von drinnen waren Geräusche zu hören, ein Grummeln und heftige Schläge.

Der Tunnel war über einen dreißig Meter tiefen Schacht zu erreichen. Er war gekachelt, eine Treppe führte hinunter. Das Licht flackerte noch.

Sie liefen die Treppe hinab. Für Karl fühlte es sich an, als tappten sie in eine Falle. Was da unten passierte, war nur schemenhaft auszumachen.

„Ich glaube“, rief er dem Vater zu, „ich glaube, da unten ist alles überflutet.“

Heinrich wandte sich um. Im Aufflackern des Lichts fing Karl seinen Blick auf. Die Augen starrten an ihm vorbei, doch um den Mund zitterte er.

Dann rannte er weiter, mehrere Stufen auf einmal nehmend, in die Tiefe.

Sie betraten eine der beiden Röhren. Karl zögerte. Die Röhren waren mehrere hundert Meter lang, das wusste er ungefähr. Würden sie es bis ans andere Ende schaffen?

An normalen Tagen brauchte Karl zehn Minuten, um durch den Tunnel zu gehen. Er hatte das Gefühl, dass die Tunnelwände heute bersten könnten. Er dachte an seine Mutter. Leute rannten an ihm vorbei. Jemand riss an ihm.

Es war Heinrich. Karl folgte ihm.

7

Auf den ersten gut zweihundert Metern war der Tunnel leicht abschüssig und auf der Hälfte des Wegs der tiefste Punkt erreicht. Hier wateten sie knöcheltief durch das Wasser. Autos fuhren vorbei, und Menschen rannten ihnen entgegen, schubsten einander zur Seite. Die glatten Kacheln, die in regelmäßigen Abständen von Keramikreliefs, Fabelwesen, Walen und Fischen durchbrochen waren, reflektierten das unruhige Licht. Die Reliefs schienen sich darin zu bewegen. Ratten rannten an ihnen vorüber, stoben vor den Tritten der Passanten auseinander, warfen sich ins Wasser, durchschwammen die Pfützen und Lachen. Ein Mofa kam ihnen laut und

dennoch schwerfällig entgegen. Am Steuer ein Mann, vor sich ein Kind auf dem Tank, und auf dem Rücksitz saß eine Frau, die den Mann und das Kind in fester Umarmung hielt.

Sie langten an den hölzernen Lastenaufzügen an. Mehrere Autos versperrten den Weg. Die Lastenaufzüge waren steckengeblieben, und Karl blickte nach oben. Wasser rann die Schlotwände hinab.

„Nichts wie raus“, rief Heinrich.

Karl rannte ihm hinterher, die Treppe hinauf. Sie bebte unter den Füßen der vielen Leute, die hinaufliefen. Jetzt nahmen sie mehrere der aufgeweichten Holzstufen auf einmal, die zwischen den Stahlstreben verliefen.

Als sie an der Oberseite des Schlots anlangten, schlugen die Zugangstüren auf.

Heinrich machte einen Satz. Sie liefen in den Regen. Karl atmete schwer. Im Sturm fühlte es sich an, als nehme der Wind ihm die Luft. Er hatte Durst und Seitenstechen.

Die Laternen waren ausgefallen. Im fahlen Licht des umliegenden Werftgeländes schien alles zu verschwimmen, als ziehe es sich zurück, unter den Füßen und vor dem Blick. Das markanteste waren die Regentropfen, die sich auf Wangen und Handrücken wie Nadelstiche anfühlten. Karl zog die Öljacke bis an die Nase.

Gegen den Wind kamen sie nur langsam voran. Es war schwer, sich auf den Beinen zu halten. Heinrich ging in Deckung wie ein Soldat und riss Karl hinunter. Dinge aus Holz und Metall wurden in die Luft gerissen und meterweit geschleudert.

Durch seine Arbeit hatte Heinrich den Hafen kennengelernt. Er wusste, welche Wege sie gehen konnten. Und dennoch waten sie durch hüfthohes Wasser, sodass sie sich aneinander festhalten mussten. Karl spürte seine Beine nicht mehr. Anfangs war da noch ein Kribbeln gewesen, doch jetzt fühlte es sich an, als watete er auf Stelzen durch das Wasser.

Als sie am Wilhelmsburger Deich anlangten, krochen sie auf allen Vieren den Wall hinauf. Nahe der Deichkrone war der Sturm so stark, dass sie sich selbst auf den Knien kaum aufrecht halten konnten.

Karl, der vorausgekrochen war, verlor das Gleichgewicht. Er schlitterte einige Meter den Deich hinunter. Grob packte Heinrich ihn am Kragen.

„Pass doch auf“, brüllte er in sein Ohr und drückte ihn nach unten. Auf dem Bauch sollte Karl weiterrobben, und als er oben ankam, sah er, dass sein Vater es ihm gleichtat.

1

Wie jeden Freitag war auch heute Zahltag, und sofort nach Dienstschluss würden die Arbeiter in die Kogge kommen, das Geld in den Taschen.

Die meisten ließen sich einen Teil des Geldes in kleinen Münzen auszahlen, die sie auf den Flipper oder die Musiktruhe legten, sobald sie das erste Bier bestellt hatten. Es war ein Zeichen. So wurden der Flipper, die Musikbox, die Kogge zu ihrem Besitz, und Agnes wusste, dass das die Momente waren, wo es nicht viel brauchte und die Stimmung kippte.

Deshalb war es gut, sich auf den Freitagabend vorzubereiten.

Agnes knetete aufgeweichtes Brot, Hackfleisch und Zwiebeln zusammen, formte kleine Fleischklöße, die sie in die Pfanne ins heiße Fett warf. Ebenso briet sie Fischfrikadellen, während Novotny die Soleier vorbereitete. Er klopfte die Eier mehrmals leicht auf die Tischplatte, sodass kleine Risse in der Schale entstanden, legte sie in einen Bottich und schüttete einen Sud aus kochendem, mit Kümmel versetztem Salzwasser darüber. So eingelegt, waren sie für mehrere Monate haltbar. Novotny stellte immer wieder ein neues Einmachglas auf die Theke, von wo sie nach und nach verkauft wurden. Oft hatte er zwei Gläser offen, eines mit Eiern, die erst seit wenigen Tagen eingelegt waren, und eines mit

solchen, die schon länger zogen, sodass sich das Eigelb von grünlich ins Bläuliche verfärbt hatte, eine Delikatesse, die ein paar Pfennig mehr kostete.

Henri und Heinrich spendierten sich gegenseitig oft Soleier. Sie stießen sie gegeneinander, sodass die Schale weiter zerbrach, und pellten sie dann.

Entlang der Bruchstellen waren die Eier mit einem dunklen Aderwerk durchzogen.

Während Henri das Ei sofort aß, indem er es sich als Ganzes in den Mund steckte, machte Heinrich ein Gericht daraus. Er zerteilte es auf der Untertasse, auf der er es serviert bekommen hatte. Vorsichtig löste er das halbierte Eigelb heraus, und wenn es ruhig war, war ein Schmatzlaut zu hören, auf den Heinrich zu warten schien.

Agnes vermied es, ihn dabei direkt zu beobachten, da sie den seligen Gesichtsausdruck schwer ertrug, die Weichheit um Mund und Augen, die obszön wirkte.

Also sah sie nur aus dem Augenwinkel zu, wie er Öl, Essig und Pfeffer in die Eiweißmulden tat, das Eigelb auf die Eihälften legte und das Ganze schließlich mit etwas Senf verspeiste.

2

Jetzt, am späten Abend, da die meisten Gäste gegangen waren, um in einer anderen Kneipe, die über einen Fernseher verfügte, „Die Familie Hesselbach“ zu sehen, bemerkte Agnes, wie müde sie war. Die plötzliche Ruhe erschien ihr unwirklich.

Mit einem Sturmfeuerzeug zündete sie sich eine Zigarette an. Über der Theke war das Licht matt, flackernd, und nach hinten wurde es dunkler, lag der Gastraum der Kogge nur von der Musikbox beleuchtet da. Wenn sie in den zweiten Gastraum trat, legten sich Schummrigkeit und der Geruch nach Bier und Zigaretten um sie. Sie nahm zuerst die Glutpunkte der Zigaretten und erst allmählich die Gestalten am Stammtisch wahr.

Novotny wollte es so, die Kogge, eine Kneipe, in der man in der Dunkelheit für sich blieb, da saß er, im Hinterzimmer mit den Stammgästen.

Sie stellte das Tablett auf den Tisch und räumte die leeren Gläser ab. Novotny verteilte die Biere, indem er die Gläser mit kleinem Stoß über die Holzplatte schickte, die von einem feuchten Bierfilm überzogen war.

Agnes spürte eine Hand, die das Bein hinaufstrich und auf ihrer Hüfte liegen blieb. Sie hörte ein Kichern, und im nächsten Moment bekam sie die fremde Hand zu fassen. Die Finger waren lang und die Haut rau. Mit einem kurzen Ruck verdrehte sie sie. Die Gelenke knackten, und Agnes hörte einen unterdrückten Schrei.

„Du hast schon zu viel rumgefummelt, Fiete“, rief Agnes.

„An Agnes kommt mir keiner ran“, sagte Novotny.

„Du redest, als ob sie deine Frau ist“, sagte Fiete.

Novotny wandte sich ihm langsam zu.

„Du kapiert aber auch gar nichts“, sagte er.

Agnes verließ das Hinterzimmer.

Sie stellte die Biergläser ab, spülte sie, und als sie sich umwandte, riss sie eines mit. Es zerschellte auf dem

Fußboden. Sie beeilte sich, die Scherben aufzulesen. Das war ihr noch nie passiert.

Sie blickte sich um, es war leer im Gastraum, von einem Mann abgesehen, der sich an der Musikbox zu schaffen machte.

Nachdem sie die Scherben in die Tonne geleert hatte, zündete sie sich die Kippe noch einmal an. Kurz wog sie das Sturmfeuerzeug in der Hand, das immer hinter der Theke bereitlag. Sie musste an Heinrich denken, der es ihr einmal geschenkt hatte. Wie ging es ihm jetzt und wie Karl, bei diesem Wetter?

Längst müsste er zurück sein, dachte sie. Immer wieder hatte sie das Radio angestellt, das hinter der Theke stand. Der Empfang war schlecht. Die abgehackten Stimmen stotterten etwas von Sturmflut. Dass es Entwarnung gebe, für die Wohngebiete, doch war Karl mit dem Fahrrad losgefahren, durch den Hafen.

Wie sah es dort jetzt aus?

Sie stellte sich ans Fenster. In der Dunkelheit war nicht viel zu erkennen. Menschen rannten vorbei, mit dem Sturm oder gegen ihn. Es regnete stark, und der Wind rüttelte an den Fenstern, der Tür. Sollte sie Novotny sagen, dass sie früher nach Hause wollte? Doch dort gab es kein Radio. Leise hörte sie die Stimmen aus dem Radio, das Novotny über der Theke aufgestellt hatte, und nun schob sich ein Geräusch aus der Musikbox darüber, der metallische Klang des Greifarms, der eine Schallplatte auf den Plattenteller legte, und dann hörte sie Novotnys Stimme aus dem Hinterzimmer – er sei jetzt soweit.

Sie dämpfte die Zigarette aus, legte sie auf die Theke und ging nach hinten. Er hatte sich zurückgelehnt,

blickte an sich hinunter und wies mit dem Kopf in die andere Richtung, zur schmalen Tür mit der Toilette.

„Jetzt geht es rund“, sagte Fiete.

Novotny tat so, als habe er ihn nicht gehört.

Agnes stellte sich vor ihn hin und ging leicht in die Hocke. Fest umfasste er ihre Schultern. Dann richtete sie sich auf. Als er stand, legte sie einen Arm um seine Schulter, griff nach den Krücken und klemmte sie ihm unter die Achseln. Seine Beine waren schlaff, doch er hatte Schienen daran geschnallt, und mit den Krücken kam er schnell voran.

„Ein Scheißleben“, sagte er von der Klotür aus.

Agnes hielt die Tür auf.

Er warf die Krücken fort und hangelte sich an den Wänden entlang ins Innere des Klos.

„Ich bin ein Krüppel“, sagte er über die Schulter.

„Wenn das Bier nicht so gut wäre, einfach nur dasitzen würde ich.“

Nun lehnte er an der Wand in einem sicheren Stand über der Kloschüssel, Schweißperlen auf dem Gesicht, und mit einem konzentrierten Blick nickte er jetzt.

Agnes schloss die Tür. Sie wollte die Krücken aufheben, doch Fiete hatte sie sich schon untergeklemmt. Er drehte eine Runde durch den Raum und lachte, doch Henri blieb ernst. Er schaute ihm hinterher, und Fiete drehte noch eine Runde um den einzigen Tisch im Hinterzimmer, den Stammtisch. Als er bei Agnes angelangt war, versuchte er ihr mit einer der Krücken auf den Hintern zu hauen. Sie riss ihm die Krücke aus der Hand.

„Der Krüppel wird übermütig“, sagte sie zu ihm, und Henri, der ihm die andere Krücke abnahm, schob ihn weg.

„Wer wird hier übermütig?“, drang Novotnys Stimme aus dem Klo.

Agnes hörte, wie er die Spülung zog, und dann öffnete sich die Tür.

„Fiete macht Witze“, sagte Henri.

„Du bist albern. Den ganzen Abend schon“, erwiderte Novotny.

Er sah Fiete aufmerksam an, vom Klo aus, in dem er an der Wand lehnte.

„Bist du nicht ausgelastet? Soll Heini dich mal wieder mitnehmen?“

Langsam kam er aus der Toilette hervor. Er wankte von einem Bein auf das andere. Dann griff er nach den Krücken, und sobald sie unter seinen Schultern klemmten, ging er behände zurück in den Raum. Er blickte sich um und sagte: „So ungemütlich hier, wie ihr alle herumsteht.“

Novotny ließ sich auf den Stuhl fallen und gab Agnes die Krücken.

„Wo ist er eigentlich, Heinrich?“, fragte Henri, er blickte auf Novotny, doch tatsächlich fragte er Agnes.

„Im Hafen“, sagte Agnes. „Er müsste bald zurück sein.“

„Und der Junge?“, fragte Novotny, „hat er etwas erzählt vom Wetter und dem Hafen?“

Agnes blickte an ihm vorbei.

„Ist Karl schon zurück?“, fragte Novotny.

„Wahrscheinlich macht er sich einen Lenz auf St. Pauli.“ Fiete kratzte sich durch die Bartstoppeln.

„Er ist noch nicht zurück“, sagte Agnes.

Sie versuchte, ihr Zittern zu unterdrücken, aus dem

Nachbarraum drang leise die Musik aus der Musikbox. „Sturmflut“, sagte Novotny und dachte nach. „Er kommt da heil raus.“

Er nahm einen tiefen Schluck Bier.

Agnes verschränkte die Arme und fixierte einen Punkt an der Wand.

„Mach dich auf den Weg“, sagte er. „Es ist früh. Besser du bist daheim, wenn die beiden ankommen.“

Ruckartig öffnete sich die Tür des Hinterzimmers. Der Sturm brach in den Raum. Ein hagerer Mann trat ein und beeilte sich, die Tür zu schließen.

„Ich musste den Hintereingang nehmen“, sagte der Mann.

Er zog die Kapuze vom Kopf, griff unter den Mantel und setzte sich eine Lotsenmütze auf.

„Jens“, sagte Agnes.

Er hatte mit Heinrich gearbeitet, da war sie sich sicher.

„Was machst du denn schon hier?“, fragte Novotny.

„Da war jemand auf der Arbeit, der hat was vom Wetter erzählt.“

„Komm rein.“

Novotny versuchte sich an Tisch und Stuhl aufzurichten. Henri lehnte sich auf die andere Seite des Tisches, um zu verhindern, dass er kippte. Dann griff Novotny nach den Krücken, klemmte sie sich unter und ging an den Tresen. Er lehnte sich dagegen, und als er sicher stand, zapfte er Bier.

„Ein Korn“, rief ihm Jens hinterher. „Das kann ich heute gebrauchen.“

Er zog sich die Ölsachen aus und hängte sie an den Haken.

„Da ist was los“, sagte er.

„Ich bin gar nicht zur Arbeit gegangen“, sagte Fiete.

„Bei dem Wetter kriegen mich keine zehn Hunde da raus.“

„Zehn Hunde?“, fragte Henri.

Fiete nickte.

„Wenn, dann zehn Pferde“, verbesserte er ihn.

„Bei mir sind es eben Hunde.“

„Außerdem ist dir das Wetter doch egal“, sagte Henri,

„wenn du nicht arbeiten willst, bleibst du halt zu Hause.“

Fiete schüttelte den Kopf, „zu Hause bleibe ich eigentlich nie. Ich geh in die Kogge.“

Er machte eine Geste. Novotny nickte und zapfte weitere Biere. Es lief auf eine neue Runde hinaus. Agnes ging an die Theke. Jens folgte ihr, und sie stellte das Bier vor ihn hin.

Jetzt kamen auch die anderen herbei. Agnes reichte ihnen die Biere.

„Na denn, leg mal los“, sagte sie zu Jens.

Er nahm das Schnapsglas und leerte es in einem Zug.

„Das Rad. Ich habe es gefunden.“

Jens wischte den Mund ab und stellte das Glas auf die Theke.

Die anderen blickten ihn fragend an, doch Agnes verstand, was er meinte.

„Da war eine Gruppe Halbstarker.“

Er trank aus dem Bierglas.

„Moment mal“, sagte Novotny. „Das geht mir zu schnell. Erzähl mal, eins nach dem anderen.“

„Wo ist Karl?“, fragte Agnes.

„Das weiß ich auch nicht“, erwiderte Jens. „Heute Morgen waren kaum Leute im Stall. Aber das Wetter ist schon seit Tagen so wie jetzt, und es ist immer gut gegangen. Wir haben dann normal gearbeitet.“

Er nahm einen großen Schluck Bier.

„Irgendwann ist Karl angekommen, mit so einem anderen im Schlepptau.“

„Was war das für einer?“, fragte Novotny.

„Keine Ahnung. Er war groß, dick. Und er wusste Bescheid.“ Jens blickte in die Runde. „Dass da überall Sturmflut ist, hat er gesagt. Wir sollten uns besser auf den Weg machen, nach Wilhelmsburg. Hein habe ich das auch gesagt, aber er meinte nur, er hat immer die volle Schicht gemacht und daran will er wegen der paar Tropfen nichts ändern.“

„Paar Tropfen ist gut“, sagte Fiete.

Jens nickte und sah an sich hinunter. Seine Kleidung war durchnässt. Agnes schien es, als friere er.

„Dann hast du dich auf den Weg gemacht?“, fragte Henri.

„Allein bin ich los, der Junge hat geschlafen, und ich dachte, ihm tut das mal gut.“

Für Agnes und sich hatte Novotny Bier gezapft. Er gab ihr ein Glas, sah sie dabei an und ließ sich nach hinten sacken, auf einen Hocker an der Wand.

„Ich dachte mir auch, dass sie alles absperren und Karl und Heinrich dann eben mal eine Nacht in Hamburg bleiben.“

„In Hamburg kann man was erleben“, sagte Fiete. „Vor allem wenn man einen Tageslohn in der Tasche hat.“